Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 45

Artikel: Das Kloster Gottstatt

Autor: Nicolas, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645793

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Kloster Gottstatt.

Wie viele Menschen, die so oft in ihrem Leben von klösterlicher Einsamkeit und Ruhe, von klösterlichem Schweigen und Frieden gehört und gelesen haben, sind nicht einmal imstande, von diesen schönen Dingen eine klare Vorstellung zu gewinnen! Allerlei romantische Ideen, annähernd Wahres und Falsches bunt durcheinander gemischt, literarische Reminiszenzen und phantastische Gebilde werden zu einem Ganzen zusammengemengt, das mit der einfachen Wirklichkeit wenig gemeinsames besitzt. Hier, wie überall, wo die unmittelbare Anschauung fehlt, breiten sich Irrtümer aus, die in manchen Fällen sogar verhängnisvoll werden können.

Das Bernbiet ist an guterhaltenen Klosteranlagen verhältnismäßig sehr arm. In der Stadt selbst sind die Niederlassungen der Franziskaner und der Dominikaner zum größten Teil abgetragen worden; um Bern herum ist alles mehr oder weniger zerstört. Von den einst so reichen Prioraten der Cluniacenser in Rüeggisberg und auf der Petersinsel ist kaum mehr etwas zu sehen, die Benediktiner-Abtei St. Johannsen und die Zisterzienser-Abtei Frienisberg sind durch Umbauten vollständig umgestaltet worden und ihre Kirchen fast ganz abgebrochen, von den anderen nicht zu sprechen, die dem Erdboden gleich gemacht worden sind. Umso mehr sollte es uns am Herzen liegen, die einzige Kloteranlage in unserer Nähe, die noch einigermaßen die ursprüngliche Anordnung klar erkennen läßt und deshalb erlaubt, uns in die Verhältnisse des mönchischen Lebens im Mittelalter zurückzuversetzen und vieles zu verstehen, was sonst für uns toter Buchstabe bleibt, von dem drohenden endgültigen Verfall zu retten.

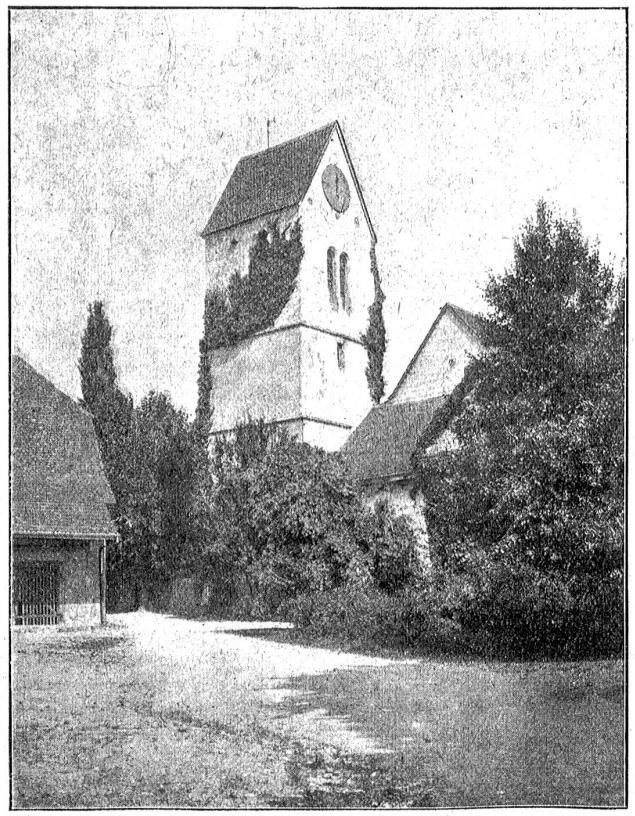
Unweit des Dorfes Orpund, an der Straße Biel-Meinisberg, erhebt sich, vom Laub hoher Bäume halb verdeckt, ein viereckiger Gebäudekomplex, dessen frühere Bestimmung auch der Uneingeweihte sofort erkennt. Er liegt da in vollkommener ländlicher Stille inmitten einer der anmutigsten Landschaften, die man sich denken kann. Vor der Jurawasserkorrektion stand er direkt am Ufer der Zihl, die hier eine Art Halbinsel bildete; die steilen Böschungen, die noch heute den äußeren Hof begrenzen, waren früher von den Wellen des trägen Flüßchens bespült: alte Ansichten des Ortes veranschaulichen mit erstaunlicher Genauigkeit den ursprünglichen Zustand, und übrigens hat durch die Verlegung des Wasserlaufs die Anlage nicht gelitten und von ihrem Reiz nicht viel eingebüßt. Nach wie vor scheint sie von der Welt ganz abgetrennt zu sein: schon von außen empfindet der Besucher jenes eigentümliche Gefühl der ruhigen Abgeschlossenheit, das allein genügen würde, ihm den Geist der vergangenen Zeiten zu offenbaren. Die neueren Bauten, Scheunen und ein Haus aus dem 18. Jahrhundert, tragen durchwegs landwirtschaftlichen Charakter und stören keineswegs das Stimmungsbild.

Die Hauptfassade des Klosters ist wie üblich nach Westen gewendet, zuerst hat der Beschauer die Kirche vor sich, deren altertümlichen Turm ein einfaches „Käsbissen"-Dach nach oben abschließt, weiter erstrecken sich die eigentlichen Wohngebäude. Wie vor alters durchbricht ein rundbogiges Portal die von wildem Wein berankte Mauer, der Name Gottstatt, den der Ankommende darüber liest, scheint ihn zum Eintritt einzuladen. Natürlich war es früher, als die weißen Prämonstratenser dort hausten, nicht allen vergönnt, so ohne weiteres die Türe zu passieren, die die Grenze der Klausur bezeichnete, und es mußten sehr wichtige Gründe mitsprechen, bevor sich der Pförtner entschloß, Einlaß zu gewähren. Augenblicklich ist das große Haus vollkommen leer und jeder willkommen, der es zu besichtigen wünscht.

Den viereckigen Hof umgibt eine lückenlose Reihe von länglichen Gebäuden: nach Norden die Kirche und nach den anderen Himmelsstrichen das Kloster selbst, das in dieser Weise drei Flügel aufweist. Diese Anordnung erinnert an diejenige eines römischen Hauses, und in der Tat haben die Mönche das ganze Mittelalter hindurch die Gepflogenheiten der antiken Architektur so treu wie möglich bewahrt, natürlich unter Berücksichtigung ihrer eigenen Zwecke. In dieser Hinsicht kann Gottstatt als ein Musterbeispiel dieser Bauart angesehen werden; nicht nur, wie es oft der Fall ist, sind einige Einzelheiten bis auf uns gekommen, sondern das Ganze, das, obwohl spätere Umänderungen es vielfach arg mitgenommen haben, in den wesentlichen Linien intakt geblieben ist. Um diesen Hof liefen die laubenartigen Gallerien des Kreuzganges, deren Arkaden heute zugemauert sind, doch geben die heutigen Korridore eine sehr gute Vorstellung des ehemaligen Zustandes.

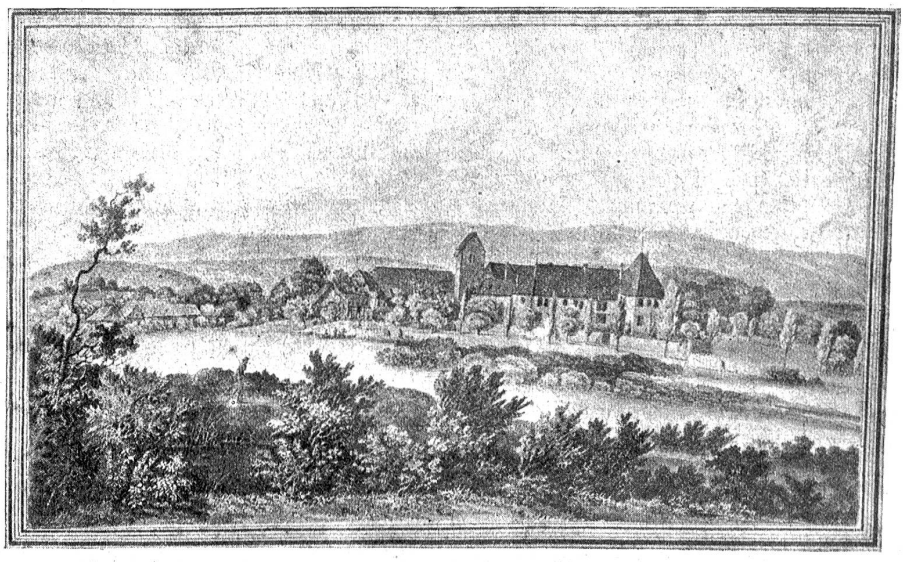
Die Geistlichen, die einst, in stiller Andacht versunken, in diesen Gängen auf und ab wandelten, waren keine Mönche im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern Chorherren. Sie gehörten, wie schon oben gesagt, zum Orden der Prämonstratenser, der in der Westschweiz mehrere Niederlassungen besaß, unter anderen Bellelay und die Abtei am Lac de Joux. Sie pflegten in erster Linie den Gottesdienst, d. h. sie versahen das Amt der gewöhnlichen Weltgeistlichen, und aus ihren Reihen wurden die Pfarrer der umliegenden Ortschaften bestellt. Abgesehen davon lebten sie aber in klösterlicher Zucht und widmeten sich der Armenpflege und der Landwirtschaft. Die Handarbeiten wurden von den sogenannten Laienbrüdern verrichtet, die keine priesterliche Weihe empfangen hatten, während die Kleriker sich mit der geistigen Leitung befaßten. Durch Schenkungen waren ihre Güter sehr ansehnlich geworden, sie verwalteten nur die um das Kloster selbst liegenden Ländereien, die übrigen, entfernteren, wurden verpachtet.

Gottstatt war von dem Grafen Rudolf I. von Nidau in der Mitte des 13. Jahrhundert gegründet worden, es war als Hausstiftung gedacht worden, d. h. als Ruhe- und Begräbnisstätte für die Mitglieder der gräflichen Familie. Rudolf selbst, sein Sohn und sein Enkel sind im Chor der Kirche bestattet worden: die Gebete der Chor-



Die Kirche von Gottstatt. (Phot. Deyhle, Bern.)

herren sollten ihnen die ewige Seligkeit sichern. Nach Erlöschen des Geschlechts im Jahre 1375 kam die weltliche Oberhoheit über Gottstatt an den Grafen von Kyburg und dann an den Herzog von Oesterreich, 1388 fiel sie der Stadt Bern zu. Bei der Reformation säkularisierte man das Kloster, dessen Güter eine Landvogtei bildeten. Die Landvögte, die man hier Schaffner nannte, bewohnten den südlichen Flügel der Hofanlage, in dem sie sich bequem einrichteten und der aus diesem Grunde die meisten Veränderungen erfuhr.

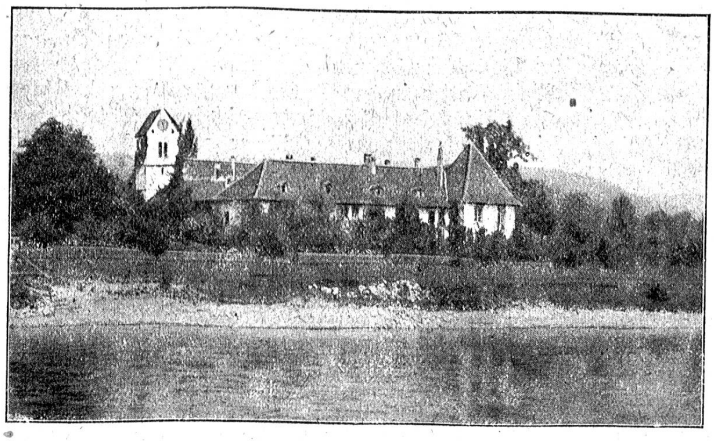


Das Kloster Gottstatt im 18. Jahrhundert. (Nach einem alten Bild.)

Die Kirche besteht heute aus vier gleichmäßigen Jochen, sie ist nach Osten gerade abgeschlossen und zeigt nach Westen eine Vorhalle. Das einfache Schiff ist mit Kreuzgewölben gedeckt, deren Rippen und Gurte auf Halbsäulen ruhen. Nach Süden weist sie hohe und schmale romanische Fenster auf, nach Norden größere, gotische Oeffnungen, auch die Abschlußmauer des Chores wird von einer solchen durchbrochen. Die durchaus edlen architektonischen Formen geben uns ein Beispiel des sogenannten Uebergangsstiles, d. h. sie sind teils romanisch, teils gotisch. Die Haupttüre und die nördlichen Fenster sind erst im 15. Jahrhundert entstanden und sind wohl die Zeugen einer gründlichen Renovation des Gotteshauses, das infolge der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1375 sehr gelitten hatte. Es hat den Anschein, als ob ursprünglich diese Kirche viel größer gewesen wäre, vielleicht hat sie sogar Seitenschiffe besessen, die bei der Erneuerung zum Teil abgetragen worden sind, und sicher ist sie nach Osten länger gewesen: Spuren von früheren Bogen sind von außen sichtbar und lassen auf das Vorhandensein eines fünften Joches schließen. Heute dient sie der Gemeinde als Pfarrkirche; 1905 wurde sie restauriert und im Innern neu bemalt. Ihren vornehmsten Schmuck bilden Grabsteine aus der Zeit der Landvögte.

Vom Chor der Kirche konnte man ursprünglich in den anstoßenden Raum des östlichen Klosterflügels gelangen, der als Sakristei benutzt wurde. Auch führte eine Treppe von dem ersten Stockwerk desselben Flügels in das Gotteshaus hinunter. Von diesen Verbindungen ist jetzt nichts mehr zu sehen, und der Teil des Gebäudes, in dem sie sich befanden, mutet wie eine Ruine an: für den Archäologen ist aber dort viel Beachtenswertes vorhanden. Von nun an kann man den Korridor verfolgen, der, wie gesagt, die Gallerie des Kreuzganges ersetzt hat. Rechts durchbrechen moderne Fenster die Wand, links öffnen sich nacheinander mehrere Räumlichkeiten, die von ihrem ehemaligen Charakter sehr wenig eingebüßt haben. Zuerst der Kapitelsaal, in dem sich der Hauptteil des Klosterlebens abspielte. Dort versammelten sich jeden Tag die Chorherren unter dem Vorsitz des Abtes und beratschlagten über die Angelegenheiten des Hauses, dort las man die Artikel der Ordensregel vor, sowie die sogenannte Totenrolle, in der die Todesfälle aus allen Niederlassungen der Prämonstratenser mitgeteilt waren, dort beichtete man seine Sünden und wurde auf der Stelle dafür bestraft. Als geistiger Mittelpunkt der Gemeinschaft war der Kapitelsaal stets sehr sorgfältig gebaut und geschmückt: so auch hier. Sein elegantes Netzgewölbe ruht auf einem schön profilierten Mittelpfeiler, an den Kreuzungen der Rippen sind Wappensteine angebracht, die an die Stifter erinnern. Der Raum stand mit dem Kreuzgang durch eine Gruppe von drei Oeffnungen in Verbindung, eine spitzbogige Türe zwischen zwei Fenstern: diese sind später zugemauert worden und der Saal in einen Weinkeller verwandelt, es wäre aber ein Leichtes, den alten Zustand wieder herzustellen.

Die nächste Tür führt in einen länglichen gewölbten Raum, das kleine Sprechzimmer der Chorherren. Es kommt dann ein großes Vorratsgewölbe, das durch einen Zwischenboden verunstaltet worden ist, und ein Gang nach dem Garten. Das erste Stockwerk dieses Flügels bildete einst das Dormitorium (Schlafsaal), das heute durch Zwischenwände in mehrere Zimmer geteilt worden ist. 1375 hatten die Mordbanden der „Gugler" Gottstatt besetzt und zum Teil zerstört, so daß es nötig war, einiges ganz neu aufzuführen. Der Kapitelsaal bietet deshalb spätgotische Formen, auch ist es wahrscheinlich, daß damals die Kirche um ein Joch verkürzt werden mußte.



Das heutige Kloster Gottstatt. (Phot. Deyhle, Bern.)

Wir biegen nun um die Ecke und betreten den Korridor des südlichen Flügels. Zur Zeit der Landvögte, und besonders im 18. Jahrhundert, wurden die dortigen Räume wohnlich eingerichtet und modern umgestaltet, die Grundmauern sind aber dieselben geblieben und erlauben, die ursprüngliche Einteilung wieder zu erkennen. Wir finden nacheinander die Wärmstube, wo während des Winters gearbeitet wurde, das Refektorium (Speisesaal), die Küche und das Refektorium der Laienbrüder, sowie mehrere Vorratskammern. Das Stockwerk darüber enthielt die Abtwohnung und den Schlafraum der Laienbrüder, dort lebten später die Landvögte, und alle diese Räume zeichnen sich durch ihre geschmackvolle Ausschmückung im Stile des 18. Jahrhunderts aus. Schöne Kamine

und Türfüllungen, angenehm gezeichnete Fußböden, hübsche Spiegeleinrahmungen und schmiedeiserne Treppengeländer verdienen hier eingehende Betrachtung. Im westlichen Flügel endlich waren Magazine und Lagerräume untergebracht.

Was aber das Kloster Gottstatt am interessantesten macht, ist weniger der Reichtum an reizenden Motiven als die vortreffliche Erhaltung der ganzen Anlage, die trotz aller Umbauten, wenigstens in ihren wesentlichen Teilen intakt geblieben ist. Die Prämonstratenser haben nicht, wie andere geistliche Orden, ihre Bauten nach einem eigenen Schema errichtet, sie lehnten sich vielmehr an die Gepflogenheiten einer anderen Gesellschaft an. Hier haben sie die berühmte Bauart der Zisterzienser-Mönche sehr getreu nachgeahmt. Wir besaßen im Kanton Bern eine Niederlassung der weißen Brüder des heiligen Bernhard, die aber derartig mitgenommen worden ist, daß man daraus nichts mehr gewinnen kann. Gottstatt springt hier in die Lücke ein und darf als Ersatz für Frienisberg angesehen werden: damit aber keine ähnlichen, nicht wieder gut zu machenden Fehler begangen werden, wäre es notwendig, nicht nur ein paar Einzelheiten, sondern das Ganze zu retten. Es ist jetzt höchste Zeit, einzuschreiten, das Kloster ist in Privathänden und soll veräußert oder umgebaut werden. Haben wir nicht schon genug Kunstdenkmäler untergehen lassen, die wir jetzt gern wiederauferstehen sähen? Sollen wir immer den Wert unseres Besitzes erst dann erkennen, wenn es zu spät ist? R. Nicolas.

Neue Schweizer Bücher.

I.

Wir stellen den Berner Schriftsteller voran. Der Verlag A. Francke bringt auch auf diesen Winter eine Reihe Bücher bewährter Volks- und Jugendschriftsteller auf den Markt. Um es gleich vorwegzunehmen — es gilt für alle nachstehend besprochenen Werke: Der Verlag A. Francke hält auf handliche, hübsche Bücher mit sauberem Druck, gutem Papier und gefälligem, solidem Einband; sie alle kennzeichnen sich äußerlich als gediegene Geschenkbücher, wie man sie sich auf Weihnachten gerne wünscht.

Emil Balmers neuestes Erzählbuch: D'Glogge vo Wallere — Schwarzeburgergschichte mit Zeichnungen vom Verfasser (geb. Fr. 5.80) — ist auch innerlich ein feines und feiertägliches Werklein. Er holt sich die Stoffe aus dem Schwarzenburgerländchen; aber nicht nur die Stoffe, auch den epischen Geist, die Menschen, die Landschaft, die Sprache. Balmer hat eine staunenswerte Leichtigkeit, sich in die Seele eines benachbarten Völkleins zu vertiefen und sie sich so zu eigen zu machen, daß er sie lebenswahr zu gestalten vermag und zwar in der Sprache dieses Völkleins selber. Sein Schwarzenburgerisch ist voll trefflicher Beobachtungen und von volkstümlicher Kraft. Wie er zu seinem intimen Wissen um die Schwarzenburger Dinge in Vergangenheit und Gegenwart kam, erfahren wir vom Verfasser selber. Beim Wahleren Kirchlein droben begegnete er sie zum erstenmal, die geschichten- und sagenkundige Bäuerin auf der Hofstatt bei Schönentannen; sie erzählt ihm, wie das Kirchlein zu seinen Glocken kam und wie der Volksmund die Glockensprache deutet: We nume der Wahlere-Hubel Ziger we' — —. Von ihr hat er zweifellos die rührsame Geschichte vom Brünnehof Hans, der daheim nicht gut tun wollte und von Hof und Heim in fremde Kriegsdienste lief, um, todwund zurückgekehrt, als reuiger Sünder daheim zu sterben. Gewiß hat er den fröhlichen Dürsitz (Kiltabend), den er im 3. Stück so glänzend schildert, als Gast in der Hofstatt miterlebt. Auch die düstere „Fluech"-Erzählung und die Unghüürli-Gschichte sind auf Volksboden gewachsen und von Emil Balmer bloß nacherzählt. Die Widmung der Buches weist gebührend auf diese geistige Quelle hin. Aber wie sind diese Geschichten nacherzählt! Schlechtweg unübertrefflich. Die Gestalten leben in dieser Sprache, die schlicht erzählt, wenig beschreibt, aber umsomehr durch direkte Rede darstellt. Der Verfasser scheint beim Schreiben die lebhafte Vorstellung eines Erzählers vor Augen gehabt zu haben; sie läßt ihn schier mühelos die Wendungen finden, die im Leser wiederum die Illusion wachrufen, als hörte er einem mündlichen Erzähler zu. Das ist Erzählkunst. Balmers Büchlein liest sich leicht trotz des stark lokalbetonten Dialektes. Am Familientisch vorgelesen muß es alle jungen und junggebliebenen Herzen in den Zauberkreis seiner Poesie bannen. Balmers Büchern gehört ein Ehrenplätzchen auf jedem bernischen Bücherbrett.

Hans Zulliger, Unghüürig. Alti Gschichte us em Bantigerbiet mit Zeichnige vom Rudolf Münger. (138 S. geb. Fr. 4.80.) Der Verfasser sammelt in diesem hübschen Büchlein bei zwei Dutzend Sagen und Spukgeschichten, die er sich von den Bauern seines Wirkungskreises — er ist Lehrer in Ittigen — hat erzählen lassen. Er erzählt sie anschaulich und im derben Bauerndialekte wieder, ihnen so viel wie möglich die „Erdchust" des bäuerlichen Herkommens belassend, so daß sich der Leser ohne Anstrengung aufs Stallbänkli oder auf den Ofentritt versetzen kann, von wo aus solche unheimelige Teufels- und Gespenstererzählungen erst richtig genossen werden. Der Illustrator wetteifert mit dem Erzähler in dem Streben nach Echtheit in der Darstellung des Gegenständlichen. Man vergleiche daraufhin das Bild vom Bäuerlein und dem Teufel im Stück: „D'Guldbänne". Das Büchlein ist voll trockenen Humors und dürfte manchen Winterabend angenehm verkürzen, namentlich wenn ein guter Vorleser daraus vorliest. H. B.

Hanns In der Gand als Volksliedforscher.

(Zu seinem Kasino-Konzert vom 12. November.)

Ueber Hanns in der Gand Zeugnis abzulegen, ist Vaterlandsdienst. Kaum einer wie er, der in die Trübnis dieser sinnverwirrenden Zeiten solche Helle und solch tiefes Erleben der Heimat zu tragen weiß, weil er selber die Heimat täglich neu im Volksliede erlebt. Aber In der Gand ist nicht, wie man noch vielfach meint, fahrender Sänger zur Laute und Künder des alten Volksliedes allein: sein Mittleramt kann er nur deshalb so erfolgreich ausüben, weil er, ähnlich wie Otto v. Greyerz vor ihm, Erforscher und Bearbeiter des Volksliedes ist, das neu entdeckt werden will. In der Gand hat als Frucht jahrelanger Forscherarbeit in Bibliotheken und im Volke selbst eine Reihe eigener Volksliedersammlungen herausgegeben. Er ist Kenner, Erforscher, Bearbeiter und Künder des Volksliedes zugleich. In diesem Zusammenklang der Kräfte liegt sein großer Erfolg. Darum auch ist es mehr als eine Wissenschaft und Kunst, die da am Werke ist und wirkt, es ist sich zum ernüchterten und verborgenen Volksempfinden in Beziehung setzende Werbekraft, die um das Höchste und Eigenste der Heimat geht und verschüttete Seelen wiederum frei macht und höher reckt, zum guten Glauben an das, was unser ist und verloren gegangen war.

Nachdem Hanns in der Gand, der Tapfere und Kluge, erst in alle Winkel der Schweiz und in jedes Soldatenherz hinein seine Lichter geworfen, ist er nun auch noch ein erstes und zweites Mal zu der auswärtigen Schweiz gefahren und hat die Tausende empfangsfreudiger Schweizer in Amerika wahrhaft beglückt und über den Tag zu Gipfeln erhoben. Aber er gibt nicht nur, er empfängt auch und sammelt auf einsamen Farmen neue Schweizer Volkslieder. Keine Schweizer Siedlung ist ihm zu abgelegen, wenn der Ruf der Heimat, den er mitbringt, vernommen werden will, und er erzählte mir glückselig wie ein Kind, das seine hellste Amerika-Freude jener Brief gewesen sei, den er von vier aufrechten Landsleuten auf ferner Farm erhielt, die ihn rührend und opferwillig zu sich beschieden, ihnen die langentbehrten Lieder der Heimat zu singen.